

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 290.

Dienstag, 12. Dezember.

1916.

Die Fabelhafte.

Novelle von L. Diffsé (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

L.

Es war ein heißer Tag im August, und der Herausgeber und Hauptschriftleiter der geschätzten, ungewöhnlichen Monatshefte „Kultur“, „Sonnenwärts“ usw. war in der entsehllichsten Laune.

Diesen Morgen, 2. August, hatte er abreisen wollen, eine herrliche Ferienfahrt war mit Freunden geplant, mit allen Einzelheiten ausgeklügelt. Man erwartete ihn zur gemeinsamen Abreise am Bahnhof Friedrichstraße — da war ein Telegramm gekommen mit der Nachricht, daß sein Stellvertreter in der Nacht erkrankt sei und zu lebensgefährlicher Operation im Krankenhaus liege.

Solcher Blödsinn! Jetzt im Hochsommer, ausgerechnet ihm zum Trost, lebensgefährlich krank zu werden. Was sorgte der abgeschmackte Trendelburg nicht besser für die Einteilung seiner Krankheiten? Blinddarmentzündung. Natürlich! Das kann man verhüten, wenn man seinem Vorgesetzten nicht einen ganz empfindlichen Streich spielen will.

Der Erregte sah noch auf seinem schön gepackten Koffer, das Telegramm, das er wuterrüllt anstarrte, in der Hand. Drei Wochen, das wußte er, müßten vergehen, ehe er einen geeigneten Ersatz finden konnte oder bis Trendelburg wieder hergestellt wäre. Er sagte unwiederholbare Sachen, die ihm selbst leid getan hätten, wenn sie ihm ein voreiliger Phonograph wiederholt hätte.

Kurzsichtiger Sterblicher! Er glaubte, Brigitte habe ihm das Telegramm überreicht. Hätte er nur die Augen aufgemacht! Es war ja das Schicksal, das ihm diese Drahtnachricht einhändigte!

Was sollte er nur anfangen? Brigitte, sein getreues Haus-Faktotum, hatte mit ihren sechsunddreißig Jahren noch die Torheit begangen, sich von einem verwitweten Bäcker und Konditor, der drei kleine, kränkliche Kinder hatte, zur Ehe verheiraten zu lassen, und noch diese Woche sollte die Hochzeit sein, da sich während der Ferien ihres Gebieters die Neuordnung des Haushaltes am leichtesten bewerkstelligen ließe.

Zwölf Jahre war sie bei ihm gewesen und hatte es immer gut gehabt — ihre stattliche Figur und ihr rundliches Gesicht bewiesen es deutlich — aber wenn sie in ihr Elend rennen wollte, konnte er sie nicht zurückhalten. Heiraten ließe er sie nun natürlich nicht, bis er einen Ersatz für sie gefunden hatte.

Die Post hatte sich an diesem Morgen wider ihn verschworen. Noch hielt er in der geballten Faust das unglückselige Telegramm, da brachte Brigitte wortlos, gekränkt, denn er hatte sie in seinem Horn für Trendelburgs Krankheit und alles, was jetzt gerade in der Welt schief ging, mit wilden Schmähungen verantwortlich gemacht —, die Morgenbriefe. Unter anderen Mitteilungen lag eine Vermählungsanzeige, die er mit Bohn öffnete.

Er riß die Augen weit auf. So, da hatte er es ja. Liliانا Greif hatte sich mit einem Freunde verheiratet,

den er selbst ihr vorgestellt hatte. Gerade Liliانا Greif! Er war ihrer so sicher gewesen, daß er die entscheidende Frage immer wieder aufgeschoben hatte. Welche Bosheit des Geschicks! Da konnte man ja aus der Haut fahren! Sie war doch für ihn bestimmt gewesen, für ihn, den glühenden Erstrebter und Erträumer der „künftigen“ Frau, — in Worten —, der Frau des 21. Jahrhunderts, für andere Männer natürlich, nicht für sich selbst. Hätte Liliانا nicht ein für denkende Menschen geschriebenes Buch wie Gift? Kochte und nähte sie nicht besser als die Frauen des 18. Jahrhunderts, wenn sie gerade die Laune dazu hatte, wohl-gemerkt! Wie schön und liebevoll sie einen Knopf an-nähen konnte, wußte er zu seinem Leidwesen. Und diesen Schatz, diese köstliche Perle nach dem Herzen Salomonis, die noch dazu ein schönes Vermögen besaß, hatte ihm dieser Grün-schnabel weggeschmuggelt, der un-bedeutende Sperling. Greif und Sperling, lächerliche Verbindung! Schon der Name hätte sie abhalten müssen, wenn sie irgend eine der Eigenschaften besessen hätte, die er ihr zugetraut hatte.

Er schalt sich für sein törichtes Aufschieben, eine Untugend, die ihm schon manches versichert hatte, und zugleich keufzte er, daß ihn der Verlust Lilianas eigentlich nicht schärfer verwundete, weil es ihn, ach! mochte, daß seine Heißsporn-Tage vorüber, daß er das schmerzliche Kap der Bierzig, der nicht mehr guten Hoffnung, allen Ernstes eben umsteuerte.

Als er in seinem Arbeitszimmer im Verlags-haus saß, durchlas er die Merkliste des Tages mit grollendem Blick auf den leuchtenden Sonnenschein, der selbst das düstere Zimmer verklärte. Es hätte wenigstens heute hoffnungslos gießen können!

Sein unglücklicher Stellvertreter hatte unter anderem eine Unterredung mit einer Ulla Lind ange-seht. „Ulla Lind um 12.30“, las er, als in der Morgenarbeit eine augenblickliche Pause eingetreten war.

„Klingt wie ein hübscher, junger Name. Natürlich ein Schlingling des romantischen Trendelburg, der sich aus Ritterlichkeit so oft Zeug aufhängen läßt. Pfirsichfarbenedes Häutchen, Grübchen, sanftgewelltes Blondhaar, Tennis oder Eisbetrieb.“ Er las dies alles in Gedanken herunter, als hielte er ihre Photo-graphie in Händen. „Reich, möchte sich gedruckt sehen, um eine pridelnde Ruhm-Sensation zu haben, will ernten, ohne zu säen, schreibt natürlich Unsinn. Wahrscheinlich in den langen blonden Trendelburg ver-narrt. Na, dann verschont sie mich vielleicht, wenn sie hört, daß der Herr ihren Angebeteten geschlagen hat, und begibt sich, wie sich's gehört, an die Pforten seiner Leidensstätte.“

Es war ungewöhnlich, daß Dr. Raugraff, das Raub-bein, wie ihn seine Untergebenen abgefürzt nannten, sich Betrachtungen über in Aussicht stehende Besucher hingab, aber heute war ihm alle Arbeit verhasst, und nur eines lag ihm: zu grollen, zu knurren und zu brummen.

„Ein Fräulein Lind, Herr Doktor“, kündigte der schnellfüßige, schnellzüngige, sechzehnjährige Türöffner mit schadenfrohem Blick an, denn er kannte seinen Gebieter und wußte wohl, wie sehr ihm derartige Besuch verhaßt war; aber die pfefferigen Reden des Dr. Clemens Raugraff waren diesen Morgen noch pfefferiger gewesen, und Edelmut war der Seele dieses vielversprechenden Jünglings fremd. Eine gnädige Handbewegung gestattete Eintritt.

Ulla Lind kam herein.

In ihrer schüßigen Trauerkleidung sahen ihre eingefallenen Wangen noch eingefallener, ihr bleiches Gesicht noch bleicher und ihre schlanke Gestalt noch schlanker aus, als ob sie nichts enthielte außer einer Seele.

Dr. Raugraff, der sich bei ihrem Eintritt leicht erheben und ihr erwartungsvoll entgegensehen hatte, setzte sich schwer, wie erschöpft, mit einem fast unhörbaren, unhöflichen Seufzer. Er dachte an seine vorherige Skizze. Wie anders! Diese Art hungerleidender Schriftstellerinnen vermeinte er zu kennen. Wut packte ihn.

Ehe sie Zeit gehabt hatte, ein Wort vorzubringen, sagte er rauh:

„Warum versuchen Sie es eigentlich nicht mit lohnender Arbeit? Gute, ehrliche, gewissenhafte Hausarbeit bei einer Dame, die sich mit Kindern abquälen muß, und die dankbar für intelligente Hilfe ist? Solche Arbeit braucht man immer. Sie wird gut bezahlt, und man verhungert dabei nicht.“

„Ich glaubte mich an den Vorkämpfer höherer Frauenkultur zu wenden“, sagte Ulrike Lind mit sanfter Stimme, und ein feines, fast an Spott grenzendes Lächeln flog über ihre Lippen.

Ihre Stimme gefiel Dr. Raugraff ganz ungemein, ebenso die ruhige Würde ihrer Entgegnung, und er schämte sich fast seines unnötig brutalen Ausfalles, als er den Blick ihrer sehr klaren, dunkelgrauen, geduldigen Augen auf sich gerichtet sah.

„Was ich wollte, was ich will“, entgegnete er gereizt, weil er unzufrieden mit sich selbst war, „ist eine Unmöglichkeit. Man schreibt wohl darüber, aber man glaubt nicht daran. Ich will die vergangene, jetzige und künftige Frau in eines verschmolzen sehen, die Quintessenz aller ihrer körperlichen und seelischen Tugenden und Eigenschaften aus vergangenen Jahrhunderten zu einem Glanzpunkt vereinigt wissen, Sanftmut und Geduld, ja sogar grüßeldenkliche Demut bei höchsten, geistigen Fähigkeiten als leitendes Motiv — Sie sehen also wohl ein, daß ich Unmögliches, Fabelhaftes will. Übrigens, womit soll ich Ihnen dienen?“

Sein Ton war nicht mehr ganz so barsch.

„Ich fürchte, ich kam an die verkehrte Türe. Der Diener sagte mir, daß Dr. Trendelburg plötzlich erkrankt sei, und ich hatte ja mit ihm meine Verabredung. Ich hätte auch nicht gewagt, trotz seiner Abwesenheit hier einzudringen, wenn mir nicht der edle Charakter Ihrer Schriften den Mut gegeben hätte, ihrem Herausgeber mit meiner Not zu kommen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, aber er half ihr nicht weiter, und mit tiefem Erröten brachte sie ihre Bitte vor.

„Wohl weiß ich, daß es gegen alle Regeln geht, aber machen Sie diesmal, bitte, eine Ausnahme: — nehmen Sie mir diese Geschäfte ab, und bezahlen Sie mich gleich dafür. Fünfzig Mark helfen mir über die schlimmste Zeit, und diese Geschichte ist mehr wert. Sie können sie in irgend einer der Tageszeitungen, die Ihnen unterliegen, in zwölf bis vierzehn Fortsetzungen als Zwischending brauchen. Ich muß um jeden Preis Geld haben. Durchfliegen Sie einige Blätter. Sie werden sehen, es ist kein unwahrscheinliches Zeug.“

„Unwahrscheinliches Zeug ist stets angenehm und bequem zu lesen, strengt nicht an und bezahlt sich gut“, brummte der Redakteur von „Sonnenwärts“.

„Nun, geben Sie her.“

Er blätterte in dem groß und klar geschriebenen Manuskript, blieb an einer oder der anderen Seite etwas hängen, sah noch einmal Anfang, Mitte und Ende genauer an, und Ulrike, die sein Mienenspiel gespannt verfolgte, erhoffte eine günstige Antwort.

„Sie haben recht. Es ist zu wahrscheinlich, Psychologisch, das gebe ich zu“, sagte er mit Nasenrumpfen. Dabei steckte er das Manuskript in den Umschlag zurück.

Ulrikens Freudigkeit schwand.

Sonst war Dr. Raugraff nicht gesprächig über Manuskripte. Aber heute schien er in sein Gegenteil verwandelt. Ein böser Redeschwall flog von seinen Lippen.

„Nichts, gar nichts Ungewöhnliches trägt sich in Ihrer Novelle zu. Das Unerwartete und Unmögliche, das dem Durchschnitts-Lesepublikum so teuer ist, das geradezu von ihm beansprucht wird, fehlt ganz. Keine Abenteuer, bei denen der Atem stockt, keine plötzlichen Erlösungen im letzten Augenblick! Und Ihre sogenannten Helden setzen auch niemand in Erstaunen! Ich fürchte, daß niemand gefesselt wird von Ihrer sonst gewiß achtungswert geschriebenen Arbeit.“

Es klang, als schleudere er ihr die letzten Worte entgegen, als wäre dieser Ausbruch die nötige Sicherheitsvalve für seine den ganzen Morgen eingepferchte Wut.

„Nehmen Sie es wieder mit, das Schriftstück. Auf den Wagen zu lang, auf den Karren zu kurz. Zu uninteressant edel.“

Er schob ihr das Manuskript zu. „Und ich gebe Ihnen gerne fünfzig Mark, damit Sie sich für eine Hausstelle herausfüttern können, sonst bläst Sie der erste beste Wind in die Luft. Sicher finden Sie vielleicht eine geeignete, nicht zu anstrengende Stelle. Kümmern Sie sich dort heraus, hören Sie? Aber gründlich, und dann, wenn Sie schreiben müssen, obgleich ich bei wenig Menschen einen zwinzenden Grund dafür entdecken kann, schreiben Sie in Gottes Namen. Aber zuerst sorgen Sie für Ihre Gesundheit.“

(Fortsetzung folgt.)



Es gibt in der Menschenseele Saiten, die nie erschaffen, sondern erklingen, so oft sie berührt werden. Scherr.

Johann Christoph Gottsched.

(Zu seinem 150. Todestage, 12. Dezember.)

Von Dr. Paul Landau.

Gottscheds Charakterbild hat in der deutschen Literaturgeschichte so starke Schwankungen erfahren wie wohl kaum das eines anderen Schriftstellers. So hoch er im Ansehen seiner Gegenwart gestiegen, so tief war sein Fall bei der nach ihm kommenden Generation. Der „deutsche Literaturpapst“ war um das Jahr 1740 der unumschränkte Herrscher im Reiche der Bücher. Sein Wirken hatte in kaum zwei Jahrzehnten einen völligen Wandel in der Entwicklung unseres Schrifttums hervorgerufen und tiefe Spuren in den Büchern der ganzen deutschen Literatur hinterlassen. Weitere 20 Jahre darnach, um 1760, galt der „große Duns“ nur noch als eine lächerliche Perücke, unter der ein hoher Kopf und Bedant steckte, und verächtlich schritten die Vollender des von ihm Begonnenen, ein Lessing, ein Herder, über den gestürzten Höhen zu neuen Zielen hinweg. Aber merkwürdig ist es in der Geschichte von Gottscheds Ruhm, daß nach diesem naturwendigen Rückschlage nun sichtlich eine ruhige und gerechte Wertung seiner Persönlichkeit eintrat, wie sie sich sonst allmählich herausbildet, sondern dieser Diktator, der zum ersten Mal eine deutsche Gesamtliteratur geschaffen, blieb lebendig als eine literaturgeschichtliche Macht, mit der sich immer wieder die späteren Historiker im Guten oder Bösen auseinandersetzen mußten. So ist auch heute das Urteil über Gottsched noch nicht in jene gemäßigte Bahn gelenkt.

Wenn wir dem großen Ohrenpaar gegenüber am Tage der 150. Wiederkehr seines Todes den Standpunkt einer

Würdigung aus seiner Zeit heraus einnehmen, den jede geschichtliche Persönlichkeit beanspruchen darf, so werden wir doch nicht anders als mit tiefem Danke seiner mühevollen und erfolgreichen Lebensarbeit gedenken dürfen.

Ein Meister der Organisation war dieser Riese an Gestalt und Fleiß; ein echter Mensch der Aufklärung, ganz erfüllt von seiner Aufgabe, frei von allen Zweifeln, durchdrungen von seinem Wert und von dem seiner Arbeit, ein wahres Genie des Sammelns und Einordnens, des Aufräumens und Schematisierens, ein Feinster der nüchternen Klarheit, der Gesetzmäßigkeit und Einheitslichkeit in die verwirrte Dumpfheit und Wüßtheit der damaligen Literatur brachte. Das Moß, dem er alle Dinge unterordnete, war die Vernunft und der gesunde Menschenverstand, das Muster, das er aufstellte, waren die Regeln und die Werke des französischen Klassizismus. Mit unnachlässiger Strenge und Schroffheit beschnitt er die üppig wuchernde Wirtnis des deutschen Dichtergartens und legte gerade Wege, scharf abgezielte Beete, glatt und nüchtern geschnittene Hecken an.

Der junge Gottsched führt den Kampf fort, den vor ihm Thomastius für Deutschlands geistige Güter und Deutschlands Ehre gefochten hatte. Wir dürfen es ihm nie vergeßen, daß er in einer Zeit, in der der Deutsche gering geachtet war unter den andern Völkern, seine Größe und seinen Wert mit warmer Begeisterung betont hat.

Gottsched vollendete das von Luther begonnene Werk der Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Damit sich die Nation als geistige Einheit fühlen konnte, bedurfte sie einer gemeinsamen Ausdrucksform, und diese schuf der Leipziger Diktator, indem er mit richtigem Blick die naturgemäße sprachliche Entwicklung, wie sie sich in Mitteldeutschland vollzogen hatte, zum Gesetz für alle erhob. Seine „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“, die in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen verbreitet wurde, war die erste allgemein anerkannte deutsche Grammatik; sie wirkte auch auf den Süden und Südwesten Deutschlands, die sie von Gottsched aufgestellten Sprachregeln annahmen. Indem er in seinen „deutschen Gesellschaften“ auch den bis dahin nur französisch sprechenden Adel für die deutsche Sprache zu interessieren wußte, bahnte er der Muttersprache den Weg in die Salons, und indem er durchsah, daß die Wissenschaften auch in rein deutscher Sprache vorgetragen werden konnten, gewann er die vorher nur lateinisch sprechenden Gelehrten dem deutschen Wesen. Nicht minder einflußreich ist Gottscheds „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“ gewesen. Sein Kampf gegen die Oper und das stillose Gemisch, das hier herrschte, seine Verbannung des poffenhaften Elementes im Paralelle vom Theater, sie schufen die Grundlage für eine stilstrenge und reine Gestaltung des dramatischen Bühnenwerkes.

Seine eigenen Dichtungen, sowohl seine Dramen, unter denen der „Sterbende Cato“ über viele Bühnen ging und um eines regelmäßigen Baues willen berühmt wurde, als auch seine Oden und annektontischen Dichtungen, wollen nur Musterstücke für seine Theorien geben. Die Kunst war diesem Manne, der eine martiale klare Prosa schrieb, der ein trefflicher Redner und derber Polemiker war, ein verschlossenes Buch. Und es ist die Tragik seiner sonst so untrüglichen Natur, daß er letzten Endes seine Lebensarbeit für Dinge empsah, von denen tiefstem Wesen er nichts verstand. „Das Wunderbare“, das die Schweizer ihm gegenüber auf den Schild erhoben, es war jener Ugrund aller Poesie, der im Unbewußten, in den Ahnungen und Träumen der Menschenbrust liegt. Gottsched aber, dem das Schicksal die Aufgabe zerteilt hatte, die deutsche Kultur von der trüben Dumpfheit einer unnatürlichen Phantastik zu befreien, war nicht fähig, die Reime eines neuen, gesunden Fühlens zu erkennen, die eine neue Saat der Kunst hervorsprechen ließen. Seine Größe lag in seiner Beschränktheit. Er wäre nicht die Konsequente, in sich geschlossene Persönlichkeit gewesen, die er war, wenn er die Hellenen Miltons und die Himmelsgeister Shakespeares begriffen hätte. So stand er als ein mannhafter Kämpfer auf dem ihm zugewiesenen Platz, für seine Ideale wirkend bis zum letzten Atemzuge, und es ist ein Zug deutscher Treue und deutscher Pähigkeit, daß er festhielt an seinem Werk, wenn auch die Zeit über ihn hinwegging und ihn in ihrem Fortschreiten begrub. Er blieb sich selbst treu, und so lebt seine Persönlichkeit fort, in dem, was er geschaffen, mag er auch nur die Grundsteine zu dem Bau zusammengetragen haben, den andere nach ihm errichten sollten.

Aus der Kriegszeit.

Wie Voelke nicht fliegen durfte. In der authentischen Sammlung der Tagebücher und Berichte des verstorbenen Feldenfliegers Voelke, die in der Mitte der nächsten Woche im Verlage von Friedrich Andreas Perthes, Gotha, erscheint, ist der Wegzug Voelkes in anschaulichster Weise geschildert wobei zahlreiche, äußerst interessante Einzelheiten sich zu einem Gesamtbild des Menschen Voelke und seiner Waffe zusammenfügen. In einer Episode von besonders starkem Interesse, kurz nach dem Todessturz Zimmelmanns geschrieften, erzählt Voelke, wie er aus der Trauer um den Waffengefährten und Freund in noch größere Trauer versetzt wurde, da man ihm das Fliegen für kurze Zeit untersagte. Voelke war zur Überführung der Leiche Zimmelmanns nach D. geflogen und hatte dort in Gemeinschaft mit dem Flieger Mulzer einen Kampf gegen Engländer ausgefochten. „Unterdessen hatte der Kronprinz einmal, der Stabsoffizier mehrmals angerufen, ich sollte sofort zurückkehren. Ich hatte zuerst erwidert, ich wollte besseres Wetter abwarten, worauf mir schließlich gesagt wurde, bei schlechtem Wetter solle ich mit der Bahn fahren. Na, dann half es nichts, und am nächsten Morgen flog ich nach S. zurück.“ Der Wunsch Voelkes, sofort im Rahmen der englischen Offensive eingreifen zu können, wurde enttäuscht, da der Chef des Feldflugwesens in S. ihm mitteilte, er sollte vorläufig nicht weiter fliegen, sondern bei C. einen ruhigen Posten übernehmen, um seine Nerven zu schonen. „Meine Wut kann man sich vorstellen. Ich soll mich bei C. in eine Kaltwasserheilstaht setzen und in den Himmel starren. Wenn ich irgendeinen Wunsch hätte, sollte ich es nur sagen, nur fliegen dürfte ich vorläufig nicht mehr.“ Da Voelke sah, daß er gegen die Entscheidung nichts auszurichten vermochte, beschloß er, die Gelegenheit zu einer Urlaubreise an andere Fronten auszunützen. So erhielt er denn die Bewilligung, eine Dienstreise nach der Türkei anzutreten. Vorher aber vollführte er noch das, was er selbst in seinem Bericht als seine „Seitenstränge“ bezeichnet. „Ich fuhr sofort nach S., um meine Sachen zu packen und die zwei Tage, die mir noch blieben, kräftig zum Fliegen auszunützen. Ich flog den Abend noch zweimal, die Zeit mußte ausgenutzt werden. Trotz sehr schlechten Wetters hatte ich auch beim zweiten Male das Glück, fünf Franzosen an der Front zu treffen. Einer wagte sich in greifbare Nähe und wurde von mir ottadiert. Er war ziemlich tief und über seinen Gräben, doch in meiner augenblicklichen Stimmung war mir das ganz gleichgültig. Ich ging an ihn heran, bearbeitete ihn mit beiden Maschinengewehren, bis ich ganz nahe war, zog dann die Maschine über ihn weg, machte eine Kurve, wollte ihn wieder angreifen, doch fand ich ihn nicht mehr (es war auch schon sehr dunkel). Als ich nach Hause kam, erkundigte ich mich, ob der Dursche vielleicht abgestürzt sei, doch wußte niemand Bescheid. . . . Nun kann man sich mein Erstaunen vorstellen, als ich am nächsten Nachmittag im Funkenbericht lese: „Gestern wurde bei Douaumont ein französisches Flugzeug abgeschossen.“ Das konnte nur meines sein, weil ich wegen des schlechten Wetters an dieser Stelle der Front der einzige Deutsche gewesen war. Ich klingelte also sofort den Stabschef an und erkundigte mich: Ja, das sei gestern Abend ein Fokker gewesen, aber man wußte nicht, wer. . . . Am nächsten Morgen kamen dann die überraschenden Angaben: Das feindliche Flugzeug, das über unserer ersten Linie angegriffen wurde, ist, da heftiger Südwest war, in unsere Linien gefallen. Das war sehr schön für mich. Jetzt wurde mir das Scheiden von der Front nur noch halb so schwer. . . . Um aber eine etwaige Wiederholung solcher Seitenstränge vollkommen zu unterbinden, mußte ich noch am selben Tage nach G. Freude hat es mir gemacht, daß ich noch bei meinem Weggang alle meine vier Monteuure zu Gefreiten machen und drei von ihnen das Eisener Kreuz überreichen konnte.“

Neue zoologische Beobachtungen in den Okkupationsgebieten. Unter den zahlreichen Tierbeobachtungen, die von unseren feldgrauen Zoologen gemacht werden konnten, sind neue und erwähnenswerte Beobachtungen des Tierlebens in den besetzten feindlichen Gebieten zu nennen, über die in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift berichtet wird. Im Osten konnte man den sog. nordischen Schneehafen in den Waldungen der Moskitoümpfe feststellen, die wesentlich süd-

licher liegen als die Gegenden, in denen sonst diese Gassenart aufzufinden war. An verschiedenen Orten des westlichen Kriegsschauplatzes, so bei La Fère, bei Appremont im Nordwesten von Verdun, bei Raon und auch in Nancy und Jourdun an der Grenze Belgiens wurde ein für Frankreich fast neuer Froschlurich, die sog. grüne Kröte, vorgefunden. Die genannten Orte sind wohl als die Westgrenze des Vorkommens dieser Lurche anzusehen, während der in Deutschland nicht vorkommende sog. Schlammkröte in der genannten Gegend unzweifelhaft seine Ostgrenze findet. Sämtliche Berichte stellen übereinstimmend die auffallende Tatsache fest, daß Nordfrankreich äußerst arm an Reptilien ist. Der Berichterstatter der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift, B. Franz, bemerkt, daß er in den besetzten französischen Gebieten während zwei Jahren nur einmal eine Ringelnatter sehen konnte, sonstige Schlangen oder Eidechsen überhaupt nicht. Da viele dieser Gegenden sich für die Lebensbedingungen der Reptilien zu eignen scheinen, wurde bisher für die Seltenheit der Kriechtiere in Nordfrankreich noch keine eindeutige Erklärung gefunden.

Griechisches Kaffeehausleben. Bekanntlich spielt sich in allen südl. Ländern ein verhältnismäßig großer Teil des Lebens auf der Straße im allgemeinen und in den Kaffeehäusern und anderen Trinksalons im besonderen ab. So wird denn auch, sofern man einem aus Athen datierten Bericht der „Daily News“ Glauben schenken will, dem Fremden in der griechischen Hauptstadt in den Kaffeehäusern reichlich Gelegenheit geboten, interessante Beobachtungen anzustellen. „Wenn man sehen will, wie ganze Gesellschaften sozusagen ihr Leben im Kaffeehaus verbringen, tut man am besten, nach Athen zu reisen. Vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht ist jedes Lokal, in dem man trinkt, überfüllt. Eigentlich ist aber auf das „Trinken“ hierbei keinerlei Wert zu legen, da die Leute in den Kaffeehäusern zu beschäftigt sind, um an leibliche Genüsse zu denken. Was im klassischen Griechenland der Volkspalast vor dem Tempel war, der Ort des öffentlichen Meinungsaustausches, das ist im modernen Athen jedes Kaffeehaus. Man geht nicht zu weit mit der Behauptung, daß ein beträchtlicher Teil der geistigen Energie des Volkes sich an diesen Stätten auslebt. Der moderne griechische Dichter spricht viel mehr im Kaffeehaus, als er zu Hause schreibt. Griechische Politiker geben selbst zu, daß in den Kaffeehäusern politischer Ruhm begründet und vernichtet wird. Hier scharfen die Abgeordneten in angeregten Unterhaltungen ihren Geist und ihre Sprache, und nicht wenige Aussprüche von politischer Bedeutung werden in den Kaffeehäusern geprägt. Man könnte sagen, daß das moderne Duell in Griechenland ein Wortduell im Kaffeehaus ist. In den letzten Wochen der aufgeregten Krisen konnte man z. B. im „Café Mercuris“ in der Hermesstraße bereits vor 8 Uhr morgens an jedem der kleinen Tische eine bestimmte Gruppe heftig politisierender Stammgäste erblicken. Und in jeder dieser Gruppen denkt meist nur ein Mann daran, sich einen Kaffee oder ein anderes Getränk zu bestellen. Die anderen trinken gewöhnliches Wasser gegen die Heißerkeit. Im Frieden waren die Kaffees unter den griechischen Zypressen nicht minder zahlreich besucht, aber die Gespräche hatten einen ruhigen, meist nachdenklichen und künstlerischen Charakter. Damals kam es auch häufig vor, daß an einem Tische nur einer sprach, während die anderen aufmerksam zuhörten. Abertreibungen und wildes Durcheinanderschreien wurden vermieden. Heute aber schwingt jeder die Morgenzeitung oder gar eine Extraausgabe in der Hand, die Benizelisten und Antibenizelisten stoßen aufeinander, die Herzen schlagen höher, und mehr als ein Wort geht mit dem Temperament durch. Und während man über alle Einzelheiten des Weltkrieges streitet, während jeder mit Feuer keine persönliche Ansicht verdrückt, die eine Kriegspartei lobt und die andere tadelt, während die Erregung an den kleinen Tischen unter den Zypressen vor dem sonnenbeschienenen Kaffeehaus immer höher schwillt, gellen die Schreie der Zeitungserkäufer durch die Straßen.“

Schwänenbraten einst und jetzt. In diesem Winter, in dem die Gänse rar sind, werden bekanntlich — namentlich in Berliner Geschäften — vielfach Schwäne zum Braten angeboten. Das ist für uns etwas Neues, und im allgemeinen mag es auch dem Empfinden widersprechen, den schneeweißen Vogel, dessen majestätische Bewegungen wir auf den Wasser-

flächen bewundern, nun mit einem Male getötet, gerupft, in den Kochtopf wandern und in den Magen verschwinden zu sehen. Gleichwohl hat man in früheren Zeiten den Schwan auch bei uns schon immer gegessen, und Kenner haben sein Fleisch sogar so geschätzt, daß beispielsweise Kurfürst Christian II. von Sachsen im Anfang des 17. Jahrhunderts der Stadt Zwickau nach und nach alle ihre Schwäne wegah. Die Zwickauer hatten nämlich von altersher eine berühmte Schwänzenzucht, zu der — mit Bezug auf die drei Schwäne im dortigen Stadtwappen — der dortige Bürgermeister Dr. Erasmus Stella (gest. 1521) die erste Anregung gegeben haben soll. Bis zum Dreißigjährigen Kriege hatten sie sie auf dem Festungsgraben, später auf den vor der Stadt gelegenen Teichen; daher heißt der größte Teich der dortigen Anlagen heute noch der „Schwanenteich“. Im Jahre 1604 bat sich nun Kurfürst Christian, ein bekannter Feinschmecker und Veleffer und als solcher ein großer Liebhaber von Schwänen, solche von der Stadt aus, und der Zwickauer Rat schickte sie ihm nach und nach, bis auf einen, der schon ziemlich alt war, erbot sich aber unter dem 23. August genannten Jahres, auch diesen „wofern derselbe Er. Gnaden Hofliche zu gebrauchen, zu schuldigem Gehorsam folgen zu lassen“, obwohl sie „wohl schon zwei Jahre her fast bemüht gewesen, und nach Erfurt und anderem Ort: deshalb geschrieben, um neue zu bekommen, hätten aber keine bekommen“. Besonders beliebt war und ist Schwänenbraten bis auf den heutigen Tag in England. Dort ist man zu Weihnachten Schwänenbraten wie bei uns Gänsebraten. und in früheren Zeiten den Zuleber. Daher schreibt sich auch die höfische Gewohnheit, daß unserm Kaiser bis zum Kriegsausbruch alljährlich kurz vor Weihnachten von seinen englischen Verwandten ein Schwan als besondere Festbeskatesse geschickt wurde. — Der Zuleber, wie die Gans und der Schwan, waren bekanntlich dem Wodan heilige Tiere. Der Schwan und die Wildgans begleiteten den „milden Jäger“ auf seinen Jagdzügen zur Zeit der Novemberstürme. Die Offiziere an der Küste sagen daher noch heute, daß es draußen nicht ganz geheuer ist, wenn hoch über Land und See in dieser Zeit die schneeweißen, großen Vögel mit lautem „Kakelkakel“ vorüberziehen. Eine eigenartige Erinnerung an diesen uralten Kult bewahren sie heute noch insofern, als sich in jenem Küstenstrich auf allen lutherischen Kirchturmspitzen ein mächtig dicker, weißer Schwänenvogel als Wetterfahne im Winde dreht. Manche freilich nennen das bisweilen recht klump gestaltete Tier bespöttelnd eine Gans, und andächtige Gemüter erklären das Ganze auf andere Art. Sie erinnern an die bekannte Legende von Huz, der unter Hinweis auf seinen Namen (das ischedschisch „Huz“ bedeutet auf deutsch „Gans“) erklärt haben soll: „Ich bin nur eine Gans, aber nach mir wird ein Schwan kommen“, womit er angeblich auf Luther deutete. — Auch in der Sagenwelt unserer Nordwestküste hielt sich übrigens eine schöne Erinnerung an jenen uralten Väterglauben lebendig. Der fromme Ammeländer Graf Udo wollte ein Kloster errichten, mußte aber nicht recht, wo er es bauen sollte, ob in Wiefelstede oder in Wiefelstede oder in Rastede, wo überall schon Kirchen waren. Da ließ er in Oldenburg einen Schwan fliegen. Der Vogel Wodans flog zuerst nach Wiefelstede, das immer ein wichtiger Scheidepunkt war (wie schon der Name des Ortes dem Kundigen verrät) und dann nach Rastede, wo er „rastete“. Dort baute Udo dann sein Kloster, in dessen Gräbern er mit allen seinen Nachfahren begraben liegt. — Auch den Engländern galt der Schwan von altersher als heilig. So gibt es dort eine Menge alter Verordnungen, daß derjenige, welcher einen Schwan tötete, ihn beim Schnabel aufhängen und mit Korn beschütten mußte. Das konnte unter Umständen eine ganz beträchtliche Buße sein, denn ausgewachsene Schwäne messen, an den Füßen aufgehängt, bis zum Kopf hinunter bis zu zwei Meter. Noch eigentümlicher berührt es, daß man in England sogar besonders heilige Gelübde bei Schwänen ablegte. So wird berichtet, daß im Jahre 1306 dem König Eduard I. zwei Schwäne in pomphaftem Aufzuge vorgeführt wurden. Sie waren in goldene Rehe verstrickt, die vergoldete Spangen zusammenhielten, ein denkwürdiges Schauspiel für alle, die es sahen. Als der König sie erblickte, gelobte er bei dem himmlischen Gott und den Schwänen, daß er sich nach Schottland begeben und den Tod des Johannes Comyn und den verletzten Treuschwur der Schotten rächen würde, koste es, was es wolle. — Gleichwohl haben sich die Engländer durch solche historischen Erinnerungen in ihrer Vorliebe für den Schwänenbraten nicht stören lassen.